

Christus den Herrn birgt, dem unser Herz gehört. Nur das Verlangen, Ihn zu sehen, Ihm unsere Liebe zu erweisen, wird uns die Kraft geben, die Todestrauer über unsere zerbrochenen Hoffnungen zu überwinden und aus der Welt unserer irdischen Wünsche aufzubrechen. Wir finden daher im Bilde der Frauen des Ostermorgens uns selbst wieder. Wir sind aber auf dem Wege nicht allein; mit uns ziehen alle, die den Herrn lieben. Die ganze pilgernde Kirche ist auf dem Weg zum Grab des gekreuzigten Christus.

Und auch der zweite Teil des Geheimnisses wiederholt sich in unserem Leben. Wir alle — falls wir nur mit der Nachfolge des gekreuzigten Christus ernst machen — kennen diese Erfahrung: Aus natürlicher Einsicht heraus stellen wir oftmals die bange Frage: „Wer wird uns den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen?“ Aus eigener Kraft, das wissen wir, vermögen wir es nicht. Aber wenn wir von der Liebe zum Herrn getrieben, uns dennoch auf den Weg machen, geschieht es immer wieder, daß wir den Zugang zu seinem und unserem Grabe plötzlich offen finden und auf dem Grunde des Herzens die Botschaft von seiner Auferstehung ganz neu vernehmen. Die Gnade einer solchen Morgenstunde ist überreich. Der Mensch wird ein wenig erschrocken inne, daß der Herr nicht mehr auf dieser Erde weilt. Das Grab ist leer und kann darum nicht mehr das Ziel seines Weges sein. Gleichzeitig schaut er aber mit den Augen des Glaubens ein neues Land, das Galiläa der Erscheinungen; das lockt und zieht ihn, denn dort hofft er dem lebendigen Herrn zu begegnen. Der Abschied von dieser Welt fällt ihm in diesem Augenblick leicht. Er weiß ja: der Herr lebt, und es kann schon heute und morgen sein, daß ich ihn sehe. So ist er in Erwartung gespannt und die Osterfreude beginnt seine Seele zu erfüllen. Die heilsgeschichtliche Situation des Christen und der Kirche kann nicht trefflicher wiedergegeben werden als mit dem Bild der Frauen des Ostermorgens zwischen dem leeren Grab und den kommenden Erscheinungen.

Um solche Gedanken und Bilder in sich lebendig und fruchtbar zu machen, wird man sie auch in Worte zu fassen suchen und dafür am besten die bekannten Texte der Oster-Liturgie wählen. „O wahrhaft selige Nacht, du allein durfst Zeit und Stunde kennen, da Christus von den Toten erstand.“ „Sag uns Maria, was hast du auf dem Wege gesehen? . . . Christus, meine Hoffnung ist erstanden, nach Galiläa wird er euch vorausgehen.“ „Dieses ist der Tag, den der Herr gemacht hat, an ihm laßt uns jubeln und fröhlich sein!“

Wir schreiben Gott einen Brief

Von Adolf R o d e w y k S. J., Büren i. W.

In dem Aufsatz „Betrachten und Schreiben¹“ wurde gründlich und umfassend die Frage der schriftlichen Betrachtungsmethode behandelt. Sie kommt hauptsächlich für Menschen in Betracht, die ihre Gedanken leichter schriftlich als mündlich weitergeben können. Wir begegnen ja oft solchen, die in der persönlichen Aussprache gehemmt sind, die uns aber nachher durch ihre Briefe geradezu überraschen. Auch geistig Schaffende sind bisweilen so gewohnt, schriftlich zu denken, daß ihnen kaum noch etwas einfällt, wenn sie die Feder aus der Hand legen. Eine dritte Gruppe schließlich leidet sehr darunter, daß der „Faden der Betrachtung immer wieder abreißt“. Es kann das mit nervösen Störungen zusammenhängen. Ihnen allen kann die schriftliche Betrachtung eine große Hilfe sein, was nicht besagen soll, daß sie ständig zu dieser Hilfe greifen müßten.

Eine sehr einfache und natürliche Art, schriftlich zu betrachten, besteht darin, Gott einen Brief zu schreiben. Jeder kennt die Vorteile des Briefes. Während wir ihn schreiben, steht lebhaft der Empfänger des Briefes vor unserer Seele. Ihn reden wir an, ihm erzählen wir entweder ein persönliches Erlebnis oder setzen uns über andere Vorkommnisse und Ge-

¹ Vgl. diese Ztschr. 26 (1953) 437 ff.

dankengänge mit ihm auseinander, wir teilen ihm unsere Ansichten mit und fragen ihn um Rat. Wir tun also das, was wir auch in der Betrachtung tun sollten: sich in Gottes Gegenwart versetzen, ihn ehrfurchtsvoll begrüßen, mit ihm das besprechen, was uns bewegt oder was seine Interessen betrifft, und schließlich ihn um seine Meinung, seine Erleuchtung bitten.

Beim Brief hórchen wir auch auf das, was der andere sagt. Wir unterbrechen die eigenen Gedanken und nehmen die seinigen auf. Das kommt zum Ausdruck etwa in Wendungen wie: „Du denkst vielleicht . . . du sagst . . . du fragst . . . du wirst mir den Vorwurf machen“ usw. So kommen wir dazu, unsere Gedanken klarer auszusprechen, die Wunden unserer Seele aufzudecken und auch unsere Geheimnisse mitzuteilen, vorausgesetzt, daß wir uns von dem anderen verstanden glauben und Vertrauen zu ihm haben. In dieser Einstellung aber begegnen wir obnehin Gott. Darum ist mit diesem „Brief an Gott“ auch ein Hinhórchen auf ihn und ein Entgegennehmen seiner Einsprechungen wie von selbst gegeben.

Ein Brief ist etwas anderes als Eintragungen in ein Tagebuch. Bei letzteren stehen wir selbst im Mittelpunkt. Wir schreiben es für uns, behalten es für uns, sehen keine fremden Augen auf uns ruhen und spüren darum keine Kritik, vor der unsere Gedanken standhalten müssen. Beim Brief dagegen eröffnen wir uns einem anderen und legen das Geschriebene in seine Hände. Wir kreisen nicht ständig um uns selbst, sondern um den anderen, den wir lieben.

Dementsprechend ist es auch ein Unterschied, ob jemand ein religiöses Tagebuch schreibt oder einen Brief an Gott. Gewiß, wir können den Brief nicht abschicken, er bleibt auf unserem Schreibtisch liegen, und keine Post kann ihn befördern. Wir können ihn höchstens selbst in den Papierkorb befördern — und dahin gehört er auch, d. h. wir sollen solche Betrachtungsbriefe nicht aufbewahren, weil sich sonst leicht — wie es beim Tagebuch oft geschieht — Eitelkeit und Selbstgefälligkeit einschleichen und vielleicht eine wunderschöne Stilisierung und Formulierung gesucht wird, auf die es hier nicht ankommt.

Wer schriftlich betrachtet, sollte es sich unbedingt zum Grundsatz machen, am Schluß diese Aufzeichnungen zu vernichten. Wenn sie uns beim Betrachten geholfen haben, haben sie ihren Zweck erfüllt. Darüber hinaus haben sie keinen Selbstzweck. Auch wenn jemand die Gewohnheit hat, sich Notizen über wichtige Gedanken seiner Betrachtung zu machen, „lumina aufzuschreiben“, tut er gut daran, sie von dem, was während der Betrachtung geschrieben wurde, zu trennen.

Da der „Brief an Gott“ lediglich eine persönliche Betrachtungshilfe darstellt und nicht für fremde Augen bestimmt ist, kann man in der Art des Schreibens verschiedene Wege gehen. Manchen genügt es schon, wenn sie sich von Zeit zu Zeit ein paar Stichworte aufschreiben, um bei der Sache zu bleiben, andere dagegen entfalten ihre Gedanken erst dann ganz, wenn sie wirklich alles zu Papier bringen, was sie denken. Das kann natürlich bei langen Betrachtungen sehr ermüden. Verwenden wir dagegen auf das Schreiben dieselbe Zeit wie auf einen Brief, sagen wir etwa eine halbe Stunde, so dürfte das bei uns heutigen schreibgewohnten Menschen nicht als besondere Anstrengung gewertet werden. Das gilt besonders dann, wenn jemand seine Aufzeichnungen stenographisch macht. Dann vermag die Hand mühelos dem Fluge der Gedanken zu folgen, der in der Betrachtung oft nicht allzu schnell ist.

Wir schreiben unseren Lieben nicht immer einen Brief, sondern unterhalten uns oft mündlich mit ihnen. Bei diesem Zusammensein wird oft viel weniger gesagt, als in einem Briefe steht, und doch sind beide Teile zufrieden. Dann aber kommt wieder eine Zeit, wo der Brief das einzige Verständigungsmittel ist. Ähnliches dürfte auch von der schriftlichen Betrachtung gelten. Sie ist nicht das Normale, sondern eher ein Zeichen der Ferne, Ausdruck dafür, daß man im Augenblick nicht auf die gewöhnliche und natürliche Weise zu Gott kommen kann. Sie hilft uns hinweg über die Zeiten, wo wir gleichsam in der Ferne weilen und wieder heimfinden möchten zum vertrauten, ungezwungenen Umgang mit dem Vater.